

Als ich im vergangenen Jahr gebeten wurde, einen Beitrag für Ihr Kolloquium zu übernehmen, habe ich mich gefragt, was mich dieses Thema überhaupt angehe. Und die schnelle Antwort hieß: Nichts.

Und es ist tatsächlich so, daß „Techno-Cyber-space-Virtual-Reality“ in meinem persönlichen Leben keine große Rolle spielen.

Als praktizierende Stadtplanerin ist man mit den sehr konkreten und gegenständlichen Anforderungen handfester Stadtplanungsarbeit konfrontiert, in der „technologische Utopien“ bestenfalls am Rande erscheinen.

Stadt ist ein sehr konservatives Gebilde, in dem viele Strukturmerkmale relativ stabil sind, so atmisch wie die Steine, aus denen die Häuser gebaut sind und die Straßen, über die wir gehen. Unser professioneller Blickwinkel ist gerade deshalb eher historisch denn futuristisch, wenn man überhaupt solch eine Einteilung vornehmen kann.

Gerade Leipzig – die Stadt, in der ich wohne, arbeite und überwiegend planerisch tätig bin – ist ein großflächiges Beispiel kaiserzeitlicher Stadtstrukturen aus dem Zeitalter der Industriearbeit. Ihr Antrieb waren Kohle und Dampf, Elektroenergie und das in Bleisatz gedruckte Wort der Bücher und Zeitungen. Das spürt man noch immer in Zentrenhierarchien und Gebäudetypologien, in der Eingebundenheit städtischer Strukturen in die Schienennetze von Eisenbahn und Straßenbahn und an den sozial-funktionellen Differenzierungen zwischen den Stadtteilen, Räumen und Gebäuden, an der prägnanten Stadtkante, bei der die Bebauung hart am offenen Landschaftsraum steht ...

Doch halt: Das galt noch bis vor kurzem, und heute ist es schon nicht mehr so.

Fährt man heute – durch die Stadt, begegnen einem zahllose Neubauten, und am Stadtrand wird der Blick gefangen von Möbel- und Autohäusern, Einkaufsmärkten, Tankstellen und von Hunderten der dazugehörenden Autoparkplätze. Dort, wo noch vor wenigen Monaten oder Jahren nur die bunten Schilder den „Aufschwung Ost“ in Form von Gewerbeparks und Wohndiplen ankündigten, drehen sich jetzt die Kräne, und am Horizont erheben sich die ausgebauten Sattel- und Walmdächer oder aber verkünden dekorierte Kisten mit grellbunten Überschriften ihre neuen Nutzer, wenn sie denn welche haben. Oft genug steht die bizarre Architektur leer, und der vorbeifahrende Besucher kommt gar nicht auf die Idee anzuhalten und die neuen, aus dem sächsischen Ackerboden gestampften, am Computer optimierten Gebäudekomplexe aufzusuchen.

Technofiktion? Was hat das mit unserem Thema zu tun?

Immerhin: Leipzig hat nach dem gesellschaftlichen Umbruch von 89 und einer darauffolgenden überraschend großen Akzeptanz bei Investoren in den letzten sechs Jahren eine ungeheure Moderni-

sierungswelle erlebt. Da mag die Frage gestattet sein, wie sich die neue Realität der Datenverarbeitung, des Informationsaustauschs, der Computerisierung usw. im städtischen Alltag widerspiegelt.

## 2 Zu Hause

Ich beginne meinen Bericht mit einer Selbstbeobachtung. Die ersten Besuche bei Freunden in Westdeutschland in den frühen 90ern fanden für uns in einer ungewohnten Form statt. Selbst wenn man hungrig und müde nach einer Nachtfahrt ankam, konnte man nichts außer einem Espresso und einem Glas Wein, einer letzten Scheibe Schinken und etwas vergammelter Frischmilch in ihren perfekt ausgestatteten Küchen erwarten. Ab um 10 gab es Frühstück bei „Carlo“. Das war uns einigermaßen fremd, hatten wir die leidvollen Erfahrungen der DDR-Gastronomie noch tief in uns und mußten schließlich für uns und die Kinder ohnehin jeden Tag in die Kaufhalle um die Ecke gehen. Heute ist das anders geworden, und wir greifen häufig genug auf den Pizza-Service und ein Döner-Kebab-Abendbrot zurück und frühstücken, wenn der Kühlschrank gar zu leer ist, auf der Kaffeeterrasse – ganz so, wie ich es bei meinen Freunden in der Kölner Innenstadt oder am Savignyplatz beobachtet habe.

Unsere Lebenssituationen haben sich ebenso schnell angeglichen wie der Standard der Wohnungen: Wir heizen keinen Ofen mehr und hören CDs statt Schallplatten, der Computer hat seit Jahren einen festen Platz auf dem häuslichen Schreibtisch, der Anrufbeantworter ist programmiert und unterhält sich mit unseren Freunden.

Ich möchte den Reportageartikel abschließen und meine Beobachtungen verallgemeinern:

Unabhängig aller Wandlungen und technischen Errungenschaften setzt sich unsere Sozialisation als Ostdeutsche ganz natürlich fort, weil wir unser Leben durchschnittlich häufiger in Familien und mit Kindern verbringen.

Dabei und dennoch findet eine überraschend schnelle Angleichung der sozial-kulturellen Milieus Ost und West statt, was darauf schließen läßt, daß sie auch vorher gar nicht so unterschiedlich gewesen sein mögen. Die Unterschiede des technologischen Standards im privaten Bereich sind praktisch schon beseitigt. Gerade die Qualifizierung der Wohnsituation erleben wir als eine echte Errungenschaft und einen Gewinn an Lebensqualität und Freizügigkeit. (Wer das angesichts der Mietendiskussion als unpassenden Einwurf hält, sei an die Anmeldezeiten für Telefonanschlüsse in der DDR erinnert, die nicht selten denen der Autoanmeldungen entsprachen.)

Es findet eine heftige gesellschaftliche Reaktion auf die gestiegenen Anforderungen im Arbeitsbereich statt, die freilich ganz privat ausgetragen wird durch Rücknahme von Bindungen und das Aus-

schließen von Risikofaktoren in der eigenen Lebenssphäre. In den ostdeutschen Ländern zeigte sich das als „Geburtenknick“, ein dramatischer Rückgang der Geburtenzahlen seit 1989 auf fast 50%. Es werden weniger und später Kinder geboren, die Zahl von Eheschließungen geht zurück, dahingegen wächst die Zahl von Single-Haushalten, und es entstehen neue Wohnformen und Lebensgemeinschaften, die in der DDR aus unterschiedlichen Gründen nicht entstehen konnten.

Die Reproduktionsphase des Lebens wird rationalisiert und mit allen verfügbaren Annehmlichkeiten ausgestattet, die man sich leisten kann. Dazu gehören technische Geräte (Geschirrspüler u.a.) ebenso wie privatwirtschaftliche Dienstleistungen (vom Pizzaservice bis zum Waschsalon) und ein verstärkter Zugriff auf schnell und nah verfügbare „Erlebniswelten“, die virtuell angeboten werden oder das authentische Erlebnis imitieren (die bayrische Biergartenatmosphäre am Ufer der Pleiße, das Internetcafé und das Sommerkino auf dem Sachsenplatz mit „Dendreitenören“, natürlich auf Video).

Zahlreiche bislang privat organisierte Tätigkeiten „ziehen“ aus der Wohnung „aus“ und bereichern so das Stadtbild und die bunte Mischung städtischer Funktionen (der „Waschsalon-Effekt“). Der stark beschäftigte und gut bezahlte Teil der Stadtbevölkerung sitzt am Samstagmorgen beim Frühstücksbüfett, um der Einsamkeit zu entgehen. Er ist Auslöser und Nutznießer der „neuen Urbanität“, weil er sie bezahlen und häufig genug auch steuerlich absetzen kann; freilich entsteht sie bislang in ostdeutschen Städten nur ausschnittsweise und bruchstückhaft.

Dafür arbeitet man zu Hause mehr, weil man überhaupt mehr arbeitet, wenn man arbeitet. Der häusliche Computer ist für die Überstunden und die Nacharbeit da. Heutzutage bewältigt nicht einmal eine einfache Sekretärin ihr Pensum immer während der vereinbarten Arbeitszeit. Wer Kinder hat, arbeitet zu Hause weiter. Das hat mit den Werbefotos von „Telework at home“ überhaupt nichts zu tun.

### 3 Auf der Arbeit

Im Bereich unserer Büroarbeitsplätze läßt sich eine ähnliche Reihe technologischer Veränderungen nennen: Vom Telefon zum Modem und ISDN-Anschluß, von der Schreibmaschine zum PC und der grafischen Bildverarbeitung sowie CAD-Lösung, vom Photoapparat zum Photoshop, vom Diktiergerät zum DAT-Rekorder.

Hier handelt es sich sicherlich um vergleichsweise normale, wenn auch relativ moderne Ausstattungselemente tertiärer Arbeitswelten. Die Faszination, die wir noch immer dabei empfinden, läßt sich vielleicht durch das Tempo erklären, in dem man das alles erfährt, prüft, anschafft, benutzt und ausbaut. In einem Zeitraum von nur sechs Jahren hat für das

Gebiet der ehemaligen DDR ein Quantensprung der Bürokommunikation und Elektronik stattgefunden, den man erst dann nachempfinden kann, wenn man sich an die blauen Lichtpausen und die fast unleserlichen braunen Thermokopien aus dem elektronischen Mittelalter der DDR-Planwirtschaft erinnert.

Sie macht unsere Arbeit präziser, variantenreicher und anschaulicher. Sie führt im Bürobereich selbstverständlich zur Schichtarbeit, in Spitzenzeiten tatsächlich rund um die Uhr und sieben Tage in der Woche. Bisherige Berufsgruppen und Beschäftigungen werden völlig obsolet oder verändern ihr Profil. Der Rationalisierungseffekt muß die stattfindende Entwertung der Honorare kompensieren und unsere Arbeit schneller und flexibler machen.

Bislang sind Vernetzungselemente aus dem eigenen Büro heraus mit unseren Auftraggebern und Partnern noch untergeordnet und finden überwiegend konventionell (Fahrradkurriere und Post) statt. Hier erwarten wir für die nächsten Jahre spürbare Innovationen, die für die Existenz eines Büros wie unseres entscheidend sein könnten.

Weiten wir den Blick aus dem eigenen Büro in den Arbeitsalltag der Stadt:

Leipzig war eine Industriestadt und ist es nicht mehr. Die altindustriellen Strukturen aus dem Eisenbahnzeitalter in ihren Stockwerks-Klinker-Bauten haben den gesellschaftlichen Umbruch nur in einer marginalen Größenordnung überstanden. Stadt und Region waren zu keinem Zeitpunkt der Nachkriegsgeschichte ein Investitionsschwerpunkt der DDR-Wirtschaft, so daß moderne Industriestrukturen der Elektronik, anders als in Dresden, Jena und Erfurt, kaum vertreten waren.

Die Zahl der Industriebeschäftigten ist rapid und dramatisch zurückgegangen; der Industriebesatz ist wesentlich geringer als in westdeutschen Großstädten.

Leipzig hat die Tertiärisierung als naheliegende Antwort auf den Niedergang der Industriestrukturen gesehen und erst relativ spät die Aufgabe erkannt, sich dennoch um die verbliebenen industriellen Kerne zu kümmern. Die Banken-, Dienstleistungs-, Medien- und Messestadt waren stadtentwicklungspolitische Leitbilder, die sich mit unterschiedlichem Erfolg durchsetzen konnten.

Für die nahe Zukunft ist zu befürchten, daß die Krisenerscheinungen im Baugewerbe und die latente Deindustrialisierung durchaus die unternehmensbezogenen Dienstleistungen (Immobilienbranche, Banken usw.) beeinflussen könnten und die bisherigen Wachstumsbranchen des tertiären Sektors ihre Standortentscheidungen für Leipzig z.T. überprüfen und vielleicht zum Teil – nach Schneiderschem Vorbild – der Schrumpfung anheim fallen werden.

Die Allokationsprinzipien für die neuen städtischen Funktionen des tertiären Sektors zeigen in der Stadt Leipzig räumliche Muster, die auf historische Zentrenhierarchien und Infrastrukturen

zurückgreifen, diese aber zu einem erheblichen Teil auch verändern. Neben der City entsteht eine stark mit Büronutzungen durchsetzte Innenstadtzone der vornehmen Mietshausquartiere (Luxussanierung) und der großformatigen Bürokomplexe (Grafisches Viertel und Prager Straße). Diese sind weniger durch den entsprechenden Nachfragedruck entstanden als durch den bedauernswerten Bauzustand der Häuser begünstigt, sind spekulativ hervorgerufen und durch Steuerabschreibungen ermöglicht worden. Die aktuellen Leerstände belegen, daß die Branche der Bauträger und Immobilienmakler auf einen Aufschwung setzten, den sie mit der Produktion unglaublicher Büromassen selbst erzeugte. Wirklich neu ist die Ansiedlung von Büroarbeitsplätzen in peripheren Lagen, bereits bekannt als Differenzierung zwischen front und back offices und in Ostdeutschland Teil einer sehr heftigen Suburbanisierungswelle, die Einzelhandel, Gewerbe, Dienstleistungen und Wohnstandorte erfaßt hat.

Die moderne technische Gebäudeausrüstung ist bei der Akquisition von Mietern eine solche Selbstverständlichkeit, daß sie im Rang der Standortvorteile erst lange nach den Umgebungsfaktoren von City- und Flughafennähe, urbaner Atmosphäre und attraktiver Architektur, ja sogar nach der Zahl der Aufzüge genannt wird.

#### 4 Zusammenfassung

Meine These ist: Während sich gerade die in städtischen Zusammenhängen angesiedelten Arbeitsprozesse vergleichsweise schnell wandeln, bleibt das Stadtbild davon relativ unbeeinträchtigt.

Die Gas-, Wasser und Stromleitungen haben die kaiserzeitlichen Stadterweiterungen erst ermöglicht und die bis dahin bestehenden vorindustriellen Quartiere komfortabler gemacht. Das Kino hat die Stadt ebensowenig verändert wie Jahre später das Fernsehen.

Ganz offenbar vollzieht sich die elektronische Vernetzung so rasant, daß ein zeitweiliger oder lang anhaltender Standortvorteil einer Region gegenüber einer anderen, einem Stadtteil gegenüber einem anderen, einem Neubau gegenüber einem bestehenden Gebäude nicht wirksam wird. Die flächendeckende Vernetzung produziert offenbar keine neue Standortdifferenzierungen oder gar Zentralisierungen, im Gegenteil: Die traditionellen infrastrukturellen Bindungen der Städte des Industriezeitalters werden überlagert durch eine stadtweite und weltweite Verfügbarkeit elektronischer Daten und Informationen. Standorte in jeder Lage erhalten den gleichen Zugang zur Telekommunikation und in die elektronischen Netze. Die „Verflüssigung“ der Stadt, deren ursprüngliche Voraussetzung das Auto war, schreitet fort.

Es könnte sein, daß auch Video und der Computer, die „unsichtbaren Netze als neue Realität des

Städtischen, (Axthelm) das Stadtbild der mitteleuropäischen Stadt nicht grundsätzlich beeinflussen werden. Wir leben und arbeiten noch immer in 100 Jahre alten Fabriken oder Mietshäusern, selbst wenn wir das auf eine andere Weise tun. Der Altbaubestand ist modernisierbar, die Grenzen liegen weder im bautechnischen noch im haustechnischen Bereich, sondern eher in der Wirtschaftlichkeit des Vorhabens. Die Erkenntnis ist beruhigend, daß Lebens- und Arbeitsalltag auch im Bestand elektronisch modernisierbar sind, eröffnet es doch die Chance, den Gebäudebestand weiter-, weil umzunutzen und städtische Strukturen flexibler zu gestalten.

Die alte Fabrik wird zum Büro, in der Wohnung wird gearbeitet, der Bahnhof wird ein riesiges Kaufhaus, selbstverständlich mit Parketagen, Kindergärten werden Bürgertreffs, Schwimmbäder Diskotheken usw. Ich habe bislang nicht bemerken können, daß die elektronischen Installationen etwa eine neue Gebäudetypologie oder Architekturauffassung (da gibt es im ökologischen Bereich ganz andere Ergebnisse) begründen würden, aber vielleicht ist mein Blick getrübt angesichts des Überflusses an billiger Abschreibungsarchitektur in Leipzig.

Noch fahren die meisten Leute täglich zur Arbeit, wenn sie denn welche haben. Man hat durchaus nicht den Eindruck, daß die Modernisierung des Wohn- und Arbeitsalltags weniger Verkehr zur Folge hätte. Von 189 privaten PKW / 1000 Einwohner im Jahr 1989 hat sich die Zahl auf 341 (1994) und 379 (1995) / 1000 Einwohner erhöht. Die Computerisierung der Arbeit hat die Mobilisierung im Bereich des MIV ebensowenig aufgehalten, wie sie in den Büros den Papierverbrauch gedämpft hätte. Vielleicht mag das noch anders werden, wenn das Vertrauen in elektronische Speicher und Archive wächst, und die elektronischen Ausstattungselemente der unterschiedlichen Akteure sich wirkungsvoll miteinander vernetzen lassen.

Wir erleben ganz persönlich die Technisierung und Computerisierung als Herausforderung, die sich freilich nicht wesentlich von anderen Anpassungsleistungen im Rahmen des gesellschaftlichen Umbruchs unterscheidet. Ein neues Text- oder Bildverarbeitungsprogramm läßt sich mitunter leichter verstehen als die Bedingungen der neuen Pflegeversicherung. Diejenigen „Ossis“, die nicht aus den Arbeitsprozessen ausgeschieden sind, lernen seit sechs Jahren unaufhörlich bei Strafe des Untergangs: Ausscheiden aus dem Arbeitsprozeß, finanzielle Verluste oder ernstzunehmende juristische Konsequenzen. Also lernen wir den Sinn und Unsinn von Bausparverträgen und file maker pro, die Tricks der Versicherungen und CAD, wir versuchen, das Punktesystem in der Abiturstufe ebenso zu begreifen wie den Photoshop usw.

Die Arbeitsprozesse erleben wir als enormen Druck nach Beschleunigung und Anpassung, die

noch weitere Facetten hat wie Flexibilisierung bei Ausweitung der Arbeitszeiten, Vergrößerung des Aktionsradius, Erhöhung der Mobilität usw. Aber trotz aller Hilfsmittel kann ich Ihnen nur das vortragen, was ich in meinem Kopf überlegt habe und nicht *mehr* verwenden, als Sie hören und sehen können und wollen. Also stecke ich ganz zum Schluß die Diskette in die Handtasche, drucke 5 Seiten auf weißes Papier aus (nicht mehr), verzichte

auf Tischvorlagen, Videos und Overheadfolien und „abstracts“ und fahre in diese bezaubernde Stadt, ganz reell und nicht virtuell. (Ich wäre ja auch schön dumm.)

Verfasserin:

*Dr.-Ing. Marta Doehler*

*Leipzig*